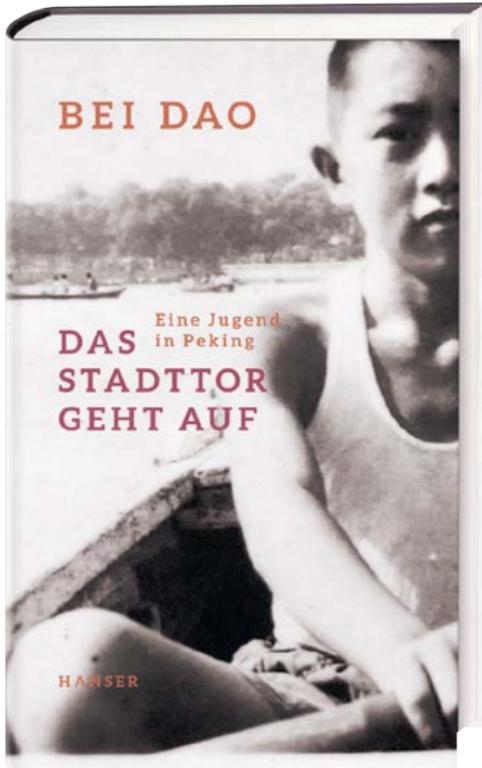


Leseprobe aus:
Bei Dao
Das Stadttor geht auf



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© 2021 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

HANSER



BEI DAO

**DAS
STADTTOR
GEHT AUF**

Eine Jugend in Peking

Aus dem Chinesischen
und mit einem Essay von
Wolfgang Kubin

Hanser

Die chinesische Originalausgabe erschien 2010
unter dem Titel *Chengmen kai (The City Gates Open)*
bei Oxford University Press in Hongkong.

Das Zitat auf S. 42 stammt aus Tomas Tranströmer, *Sämtliche Gedichte*,
aus dem Schwedischen von Hanns Grössel, Hanser, München 1997.

1. Auflage 2021

ISBN 978-3-446-27072-5

© 2010 by Bei Dao

Alle Rechte der deutschen Ausgabe

© 2021 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Umschlag: Peter-Andreas Hassiepen, München

Umschlagfoto und Fotos im Innenteil: © Bei Dao

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungs-
vollen Quellen
FSC® C083411

Für Tian Tian und Duo Duo



Bei Dao im Schaffellmantel seines Vaters, 1970

Stadttor, Stadttor, wie hoch bist du denn?

Sechsendreißigmal drei Meter!

Was für ein Schloss krönt dich denn?

Ein großes Eisenschloss mit einem Diamanten!

Stadttor, Stadttor, gehst du nun auf oder nicht?

Aus einem Kinderreim

Mein Peking

Ende 2001 kehrte ich nach Peking zurück. Dreizehn Jahre war ich von meiner Heimatstadt getrennt gewesen. Die schwere Erkrankung meines Vaters hatte mir die Rückkehr ermöglicht. Selbst wenn ich vorbereitet gewesen wäre, hätte ich nicht ahnen können, dass ich die Stadt kaum wiedererkennen würde. Peking war mir fremd geworden: Mit einem Male war ich ein Heimatloser in meiner eigenen Heimat.

Ich wurde in Peking geboren, wo ich die erste Hälfte meines Lebens, die Kindheit und Jugend, verbracht habe. Die Erfahrungen meines Heranwachsens sind mit Peking aufs engste verbunden. Doch sind sie zusammen mit dieser Stadt verschwunden.

In dem Moment hatte ich den Wunsch, dieses Buch zu schreiben: Ich würde das geschriebene Wort einsetzen, um eine andere Stadt, um mein Peking wiederaufzubauen. Ich würde mit meinem Peking das Peking von heute widerlegen. In meiner Stadt sollte die Zeit rückwärtslaufen, die verdorrten Bäume wieder grünen, die verschwundenen Düfte, Stimmen und Lichter zurückkehren. Die demolierten Hofhäuser, Gassen und Tempel sollten ihr altes Aussehen wiedergewinnen, die Reihen der Ziegeldächer wellengleich zum Horizont aufsteigen, der tiefblaue Himmel vom Pfeifen des Taubengefie-

ders klingen. Die Kinder sollten wieder um den Wechsel der Jahreszeiten wissen, die Einwohner wieder ein Gefühl der Orientierung im Herzen tragen. So öffne ich denn das Stadttor und heiße die Dahintreibenden der vier Meere willkommen, heiße die einsamen Seelen willkommen, die kein Heim mehr haben, heiße alle neugierigen Reisenden willkommen.

Diese Art Bauprojekt zog sich dahin, es war schwieriger als gedacht. Erinnerung hat die Eigenart zu selektieren, zu verschwimmen, auszuschließen und kann gleichzeitig wie im Winterschlaf jahrelang überdauern. Das Schreiben dagegen ist der Weckruf der Erinnerung. Im Irrgarten des Gedächtnisses führt ein Tunnel zu einem weiteren Tunnel, eine Tür öffnet sich einer weiteren Tür.

Kindheit und Jugend sind im Leben eines Menschen so prägend, dass sich fast alles, was danach kommt, in dieser Zeit herausgebildet hat. Der Rückblick ist wie eine prähistorische Ausgrabung, bei der man Freud und Leid im Nachhinein wiederentdeckt. Wenn es heißt, Aufbruch und Heimkehr seien die zwei Enden eines Weges, dann ist man der Kindheit umso näher, je weiter man geht. Ja, es war gerade dieser Ruf der Vergangenheit, der mich Richtung Himmel und Meere zog.

Mein besonderer Dank gilt Cao Yifan, meinem Nachbarn, Kumpan und Mitschüler. Er spielt nicht nur im vorliegenden Buch eine wichtige Rolle, mehr noch ist es seine erstaunliche Erinnerungsgabe, die mir half, eine Fülle wichtiger Details zu rekonstruieren. Natürlich habe ich auch dem Literaturkritiker Li Tuo und meiner Frau Gan Qi zu danken. Sie sind die zwei kritischen Leser, die mir das Gefühl gaben, beim Schreiben gleichsam auf dünnem Eis unterwegs sein.

Licht und Schatten

I

Ende 2001 kehrte ich in meine Heimat zurück, von der ich dreizehn Jahre getrennt gewesen war. Als sich das Flugzeug zur Landung anschickte, quollen tausend Lichter, die wie Tropfen zu wirbeln schienen, gleichsam in das Bullauge ein. Ich war wirklich erschrocken: Peking gab sich wie ein riesiges Fußballstadion im Flutlicht. Es war ein Abend im tiefen Winter. Hinter der Passkontrolle erwarteten mich drei Unbekannte mit einem Schild hoch in den Händen, auf dem »Herr Zhao«, mein eigentlicher Familienname, geschrieben stand, um mich willkommen zu heißen. Obwohl von ungleicher Gestalt, ähnelten sie einander sehr. Das einsame Licht diente ihnen als Folie und machte sie zu Schatten aus einer anderen Welt. Die Begrüßungszeremonie war kurz und bündig, danach Schweigen. So ging es in eine schwarze Limousine. Da erst begannen die drei Herren zu sprechen. Schwer zu sagen, ob es sich um Höflichkeitsfloskeln handelte oder um Einschüchterungsversuche, so sehr war ich von den vorbeiströmenden, auf mich einstürzenden Lichtern abgelenkt.

Zur Zeit meiner Kindheit waren die Abende und Nächte in Peking allzu finster, allzu duster. Im Vergleich mit heute um

ein Hundertfaches dunkler. Führen wir ein Beispiel an: Unser Nachbar Zheng Fanglong bewohnte mit seiner Familie zwei Zimmer. Da gab es insgesamt drei Neonlampen: acht Watt in der Diele, drei Watt im Schlafzimmer, Toilette und Küche nutzten gemeinsam drei Watt (das Licht hing in einem kleinen Fenster dazwischen). Mit anderen Worten, wenn die Familie Neujahr feierte oder sich an einem einzigen Tag auslebte, verbrauchte sie nur vierzehn Watt Strom. Das entsprach noch nicht einmal der Helligkeit, die heute ein moderner Ankleidespiegel mit seinen kreisförmigen Birnen spendet.

Dies ist vielleicht für die Gasse Sanbulao Nr. 1 ein extremes Beispiel, doch der Rest von Peking, so befürchte ich, blieb weit unter diesem Standard. Meine Mitschüler hatten sich oftmals in einem einzigen Raum eine einzige Lampe zu teilen. Dem Familienoberhaupt oblag die Aufgabe der »Lichtkontrolle«. Kaum war die Lampe an, hieß es schon: »Und die Hausaufgaben? Red nicht so viel! Morgen ist auch noch ein Tag.«

Glühbirnen hatten normalerweise keinen Lampenschirm. Die Dunkelheit war sanft. Ein Schirm erzeugte einen geheimnisvollen Lichthof, aus dem ein hoher Lichtpunkt hervorsprang, der alle Einzelheiten der Finsternis auslöschte. Damals machten sich die jungen Damen noch nicht zurecht, sie waren über die Maßen schön. Sicherlich hatte das etwas mit dem Licht zu tun. Das Aufkommen der Neonlampe war ein Desaster. Das Licht blendete uns, es überwarf Himmel und Erde, nichts konnte es aufhalten. Ganz wie in einer Hühnerfarm, wo es des Nachts hell bleibt, damit die Hennen mehr Eier legen, schuf die Neonlampe die Illusion des Tages. Der Mensch legt

keine Eier und so kommt er noch weniger zur Ruhe. Nervosität ist sein Schicksal. Schade nur ist, dass die Schönen nicht mehr wiederkommen. Ihre Gesichter wirken heute fahl, Puder und Schminke sind ohne Gewinn. Am schlimmsten sind die Kinder dran. Unter dem Neonlicht können sie sich nirgendwo mehr verstecken, sie sind der Fantasie beraubt. Zu früh hat man sie auf die offenen Plätze der Barbarei entlassen.

Unser Physiklehrer meinte, wenn jemand einen finsternen Raum betritt, dann nehme seine Sehfähigkeit innerhalb kürzester Zeit um ein Vielfaches zu. Augenscheinlich lässt Dunkelheit den Menschen besser sehen. Das Licht sei urtümlich eines der Zeichen menschlicher Evolution, doch kaum des Guten zu viel, bringe die Evolution Tagesblindheit mit sich. Aus damaliger Perspektive betrachtet, waren wir scharfsichtig wie die Wölfe, die ihr Auge je nach Situation schnell und präzise ausrichten können: zack, da der Feuerschein, zack, da die Schafherde, zack, da die schönste aller Wölfinnen.

Damals gab es »Brillenschlangen« zuhauf. Das hatte zunächst mit dem Lampenlicht zu tun, aber mehr noch mit den Studiengewohnheiten. Was die Mitschüler am hitzigsten diskutierten, war die Frage, warum es bei all der Finsternis auf dem Lande kaum Brillenschlangen gab. Zwar boten die Schulen abends Klassen zum Selbststudium an (einschließlich hinreichend beleuchteter Räume), doch wer die Nacht zum Tag machte, noch mehr wer neben dem Pflichtprogramm noch leichte Lektüre verschlang, wie zum Beispiel Yifan, der unter der Bettdecke mit einer Taschenlampe den Roman *Der Traum der Roten Kammer* las, der zog bald in die Reihen der Brillenschlangen ein.

Das Peking jener Jahre hatte nur wenige Straßenlampen, viele Gassen kannten so gut wie keine. Selbst wenn es welche gab, standen diese im Abstand von 35 Metern. Sie beleuchteten lediglich ihren eigenen Bereich. Um uns einzuschüchtern, gaben Erwachsene Geschichten zum Besten. Da fassten sich Bettler an die Stirn und ließen Wunderkräfte spielen, um Kinder entführen und verkaufen zu können. Dies alles verwirrte uns, wir blieben im Dunkeln. Was sollte es nur mit der Stirn auf sich haben, an die geklopft wurde, so dass wir bereit gewesen sein sollten, uns mit den Bösewichtern einzulassen? Wäre Taiwan nicht flugs befreit, wenn man dieses Wundermittel einsetzen würde? Welche Vergehen auch immer vor 1949 passiert sein mochten, ließen sich nicht sicher eruieren. Mündlich wurden sie aber von einem zum anderen dick aufgetragen, mit den alten Gassen gelangten sie direkt in meine Kindheit.

Für den Nachtschwärmer waren Straßenlampen zur Beleuchtung da, sie hatten weniger für den Nervenkitzel herzuhalten. Jemand mochte mit dem Rad, ein Liedchen auf den Lippen, unterwegs sein und die Schelle bedienen. Kaum, dass die Lichter ausgegangen oder von Kindern abgeschossen waren, geriet er in Verwirrung, begann zu schimpfen und es den Ahnen über acht Generationen anzurechnen.

Bei so wenigen Laternen bedurfte es, falls man tatsächlich mit dem Rad fuhr, vorsorglich eines Lichts. Ende der 50er Jahre führten Radfahrer noch Lampions mit sich. Das beweist der Sketch »Nachts unterwegs« des Bänkelsängers Hou Baolin. Damals benutzten die meisten eine viereckige Lichtvorrichtung, die an der Lenkstange angebracht wurde. Als Steigerung kam danach das von einem Dynamo erzeugte Licht. Da ein je-

des Rad unterschiedlich schnell fuhr, war die Beleuchtung mal hell, mal dunkel. So sah die Nachtlandschaft von Peking aus.

Ende der 50er Jahre erhoben sich an der Straße Ewiger Frieden moderne Lampen, bunte Lampen, die einen besonders gern mit glänzenden Augen stolzieren ließen, als ob man den Kommunismus bereits fest im Blick gehabt hätte. Im Vergleich dazu lagen die Gassen, wenn es denn überhaupt Laternen gab, noch dunkler. Verließ man die breite und flache Prachtstraße, so geriet man wieder in den endlosen Irrgarten von Pekings Gassenverlauf.

Von klein auf habe ich mich mit den Geschwistern bei Schattenspielen vergnügt. Zwei Hände einander überlappend wandelten sich dank des Lampenlichts an der Wand in jedwede Tiergestalt, mal zahm, mal wild, auf der Jagd nacheinander. Niemand wollte den Hasen machen, sein zartes Fleisch mochte keiner einem Stärkeren zum Fraß anbieten. Selbst Schattenspiele also kannten versteckt den Willen zur Macht: Wer alles in Händen hielt, sah sich als Herrn der Dinge.

Für uns Kinder bestand der größte Vorteil der Dunkelheit im Fangspiel. Kaum hatte man sich aus dem Lichtbereich begeben, konnte man sich überall verstecken, besonders in den Ecken und Winkeln. Als wir gerade in die Gasse Sanbulao Nr. 1 gezogen waren, gab es im Hof noch künstliche Felsen, die grotesken Steine vom Taihu-See bereiteten des Nachts Gänsehaut. Mit unseren Worten verwandelten sie ihre Erscheinung. Da machte das Fangspiel erst richtig Spaß. Alle zitterten vor Angst. Wer mochte schon garantieren, nicht in die Geister des Seefahrers Zheng He und seiner Zofe hineinzurennen? Vernahmen wir trillergleich Rufe, so gingen sie mitten durch un-

ser Herz: »Ich habe dich längst gesehen, verdammt, stell dich nicht so dumm, komm schnell heraus.« Wenn dann plötzlich von hinten ein schriller Schrei ertönte, hatten wir bereits am ganzen Leib eine Gänsehaut.

Geschichten brauchen Dunkelheit, insbesondere Gespenstergeschichten. Alte erzählen sie den Kindern, Kinder erzählen sie untereinander weiter. In einem Land, wo man nicht an Götter glaubt, bedarf man der Geister, um Kinder zu erschrecken, und wenn man sich dabei auch noch selbst in Schrecken versetzt, dann stärkt das die konfuzianische Orthodoxie. Zur Zeit der Mittelschule rief Mao Zedong dazu auf, nur noch Geschichten zu erzählen, die niemanden zur Furcht vor Geistern verführten. Für eine gewisse Zeit blickten wir nicht mehr richtig durch. Zunächst war einzuräumen: Mutige sind selten. Des Weiteren: Wer ohne Furcht vor Geistern war, brachte alle Welt in Erklärungsnot. Man hat nämlich zuerst die Existenz von Geistern zu beweisen, um dann zu zeigen, die Angst vor ihnen sei unnötig.

Während der Kulturrevolution betrieben wir bei Tag Revolution, nachts erzählten wir uns große Gespenstergeschichten, ganz so als ob Geister und die Kulturrevolution in keinem Widerspruch zueinander stünden. Ich wohnte im Schlafsaal der Mittelschule Nr. 4. Erst das Licht ausmachen, dann durch Stimmenimitation eine gruselige Stimmung erzeugen. Im entscheidenden Moment stößt dann jemand beiläufig mit der Hand die Stütze eines Bettgestells oder ein altes Lavoire um. Bei besonders geglückter Offensive bekamen selbst die Wageutigsten Angst.

Neonlampen wurden seit Anfang der 70er Jahre in großem

Umfang genutzt, so dass Peking mit einem Male hell wurde. Selbst die Geister hörten auf, ihre Macht unter Beweis stellen zu wollen. Glücklicherweise fiel oft der Strom aus. Kaum, dass die Elektrizität unterbrochen war, flammten in allen Häusern und Wohnungen die Kerzen auf. Das war nichts anderes als eine Art Gedenkfeier, eine Art Trauerfeier für die vergangene Kindheit.

II

Ich erwache. Die Zimmerdecke liegt im Widerschein des Schnees. Die Heizung lässt die Vorhänge flattern. Der verschwommene Fensterrahmen beginnt sich mit der Sonnenflut zu bewegen. Wie ein langsam eintreffender Zug, der mich in die Ferne trägt. Ich liege träge im Bett, bis die Eltern mich drängen aufzustehen.

Starker Schneefall gibt das Trugbild einer Stadt ab so wie ein Spiegel, in dem man sich mustert. Sehr schnell gerät dieser Spiegel aus den Fugen. Im Nu spritzt überall Schlamm herum. Auf dem Weg zur Schule trage ich einen Parka, ich greife eine Handvoll feuchten Schnee und forme sie zu einem Schneeball. Das Geschoss werfe ich in Richtung des alten Schnurbaums am Eingang der Gasse. Doch schade, ich treffe mein Ziel nicht. Ich stürze ins Klassenzimmer, die Klingel läutet schon zum Unterricht. Die Fenster erscheinen wieder wie ein Zug, der eilend einen Bahnsteig verlässt und immer schneller wird. Im Raum ist es dunkel, der Schatten des Lehrers bewegt sich hin und her, Kreidestummel fliegen in die Höhe, Zahlen erscheinen

und verschwinden auf der Tafel. Der Lehrer hebt plötzlich den Zeigestock und weist auf mich. Er ruft: »Ich frage dich, hast du verstanden?«

Die Glocke läutete das Ende des Unterrichts ein, und da kam schon der Frühling. Die Feuchtigkeit, die sich übermäßig in den Dachvorsprüngen abgesetzt hatte, wechselte ihre Farbe: Aus Weiß wurde Schwarz. Der Himmel beugte sich, von unzähligen Zweigen begrünt; Bienen spielten summend die Herrinnen des Sonnenlichts; die Schatten junger Mädchen im Lauf glichen Drachen; niemand vermochte ihre Schnur zu fassen; Weidenkätzchen schwirrten durch die Lüfte und machten jeden unruhig. Ich begann Aufsätze zu schreiben, und so kopierte ich zunächst die Essaysammlung *Roter Achat* von Liu Baiyu, dann *Wer ist der Liebenswerteste?* von Wei Wei. Der Erste hatte geschrieben, dass er im Flugzeug über Moskau den Sonnenaufgang gesehen habe. Es gelang mir offenbar nicht, diesen Abschnitt zu kopieren. Denn ich wunderte mich damals: warum Moskau? Ich bummelte ja lediglich zum Hinteren See, um den Sonnenuntergang zu beobachten. Wo wäre da irgendetwas wie ein roter Achat gewesen? Die Abendsonne glich einem Fruchtbonbon für zwei Nickelstücke. Ein paar Schwalben flogen über den See, die Westberge zeichneten sich am Horizont ab. Die Wellen warfen einen lichten Schein, auf ihnen eine Schaumschicht, die Fischgeruch verströmte.

An windstillen Tagen hielten die Wolkenschatten über dem Sportplatz inne, manchmal regungslos, manchmal nicht. Die muskulösen Schüler der Oberstufe schwangen ihre Leiber mechanisch am Barren, ihre Schatten erweckten den Eindruck eines Taktmessers. Ich befand mich am Reck, bewegte die

Füße, nahm Atem und wollte mich emporziehen. Die Anforderung lautete, man müsse sich sechsmal hochziehen, dann erst habe man bestanden. Nach dem zweiten Klimmzug war ich schon mit meinen Kräften am Ende. Ich begann zu strampeln. Meine Stirn stieß gerade einmal an die Stange. Ich schien mit aller Kraft den Himmel erreicht zu haben, wo ich heimlich die weißen Wolken schaute, die sich, ganz sie selbst, türmten und zerstreuten.

Im Sommer teilte die Sonne die Straßen in zwei Teile. Im Schatten war es erfrischend. Ich folgte der Menge wie in einem Fischschwarm. Plötzlich änderte ich meine Meinung: ab in die Sonne, sich den unbarmherzigen Strahlen aussetzen. Allein und stolz schritt ich, auf meinen Schatten tretend, dahin. Der Schweiß rann mir von oben nach unten, schließlich war ich klitschnass. Am Zielort kaufte ich mir zur Belohnung ein Eis.

Ich liebe es, müßig Hauptstraßen entlangzuschlendern. In der Welt der Erwachsenen gibt es ein Sicherheitsgefühl, dem wenig Beachtung geschenkt wird. Wenn man nicht aufschaut, liegt alles, was man sieht, unterhalb der Brust. Keine Not, wegen hässlicher Menschen traurig zu werden oder sich von Freude und Leid anderer ablenken zu lassen. Kaum taucht man in den Menschenstrom ein, ist der Himmel verschleiert, wird alles luftdicht. Nur mit aller Kraft entrinnt man der Einkreisung. Zum Vorteil gerät diese Eigenart des Blickwinkels, wenn man klein ist: Das eigene Gesicht deformiert in einem Türgriff, angehäufte Menschenschatten in Schaufensterscheiben, Zigarettenstummel, von unzähligen Füßen zertreten, ein Bonbonpapier, das am Bordstein auf und ab schwebt, das Sonnenlicht in Fahrradspeichen, das aufleuchtende Rücklicht der Busse.

Ich mag, wenn es regnet. Die Grenzen von Licht und Schatten sind dann verwischt. Wasser und Milch vermengen sich wie auf der Palette eines Sonntagsmalers. Dunkle Wolken nähern sich tief bis auf die Höhe von Blitzableitern. Rabennester, leer in den Zweigen großer Bäume, zufällige Begegnungen von farbenprächtigen Regenschirmen, Spuren von Wassertropfen auf Glas, Anzeigetafeln mit verschwommenen handschriftlichen Gerichtsurteilen, im Gegenlicht Bodenvertiefungen, mit einem Tritt übersprungen.

Yifan und ich machten oftmals Ausflüge zum Markt Östlicher Frieden. Anfang der 60er Jahre war dieser Markt in ein Einkaufszentrum umgestaltet worden. So wechselte auch sein Name zu Markt des Ostwindes. Damit war der ursprüngliche Charakter endgültig zerstört. Jeder kleine Laden hatte Stände, die zwar verstreut, aber hübsch anzusehen waren. Alles gab es in Hülle und Fülle. Meiner Erinnerung nach war der Ort ein Irrgarten des Lichts. Elektrisches Licht, Gaslaternen, Petroleumlampen und Kerzen spiegelten einander wider, ohne von sich lassen zu können. Unter allen Arten von Strahlen erschienen die Gesichter der Ladenbesitzer und der Kunden geheimnisvoll und unergründlich. Man brauchte nur diesen Moment festzuhalten, dann ergab sich ein langes Rollbild zum volkstümlichen Leben. Drang zufällig ein Sonnenstrahl herein und bewegte sich ein wenig, so zeigte sich der allerälteste Stundenziger.

III

Jedes Kind bringt von Natur aus viele Illusionen mit. Sie stehen mit Licht und Schatten, mit den Räumen der Vorstellung, ja sogar mit den Befindlichkeiten des Körpers in Verbindung. Wenn Kinder herangewachsen sind, mögen sie das meiste vergessen haben. Die Zeiten, gesellschaftliche Sitten, Wissenssysteme erzwingen das Vergessen, als wäre es die Bedingung für den Eintritt in die Erwachsenenwelt.

Die Zeit zwischen meinem zehnten und dreizehnten Lebensjahr war schwierig. Mein Körper und Geist begannen zu reifen: Der Anfang der Pubertät, ein Wendepunkt. Hunger war damals der Normalzustand. Ein Foto zeigt mich mit dem Ausdruck eines hungernden Kindes in Afrika, die Augen ganz hell, geradezu starr, die Mundwinkel ein arglistiges Grinsen.

Ich befand mich offensichtlich gerade in einem Zustand tiefster Halluzinationen. Im Auge seltsame Baumformationen, prächtige Blumen, die tropften, Rauch in den Lüften, Wasser, das zurückflutete, Häuser, die schräg standen, Treppen, die rollten, Wolken, die zu Monstern mutierten, Sterne, mal groß, mal hell ... Später sah ich den Sternenhimmel von van Gogh, das war nichts Überraschendes mehr. Meiner Ansicht nach alles Visionen, die jeden Hungernden umtreiben.

Ich starrte vor mich hin, sprach mit mir selbst, ging immer nur geradeaus. Besonders schlimm war es im Unterricht, versunken in meine Vorstellungswelt, verstand ich überhaupt nicht, was der Lehrer sagte. Er stellte Fragen, ich antwortete, was gar nicht gefragt worden war. Elternabend: Der Lehrer gab seine Bedenken an meine Eltern weiter. Das Gute war, Mut-

ter ließ sich als Ärztin nicht aus der Fassung bringen, aber ich stand seitdem unter strenger Aufsicht.

Um Mitternacht erwacht, sah ich meine Schuhe sich fortbewegen, sie drehten eine Runde und kehrten an ihren ursprünglichen Platz zurück. Ein riesiges Schiff stieß plötzlich durch das Fenster herein, im Glas erschienen fremde Gesichter, die Bäume im Gegenlicht brannten ...

Eines Abends kehrte ich allein nach Hause zurück und entdeckte eine weiße Wolke über dem Eingang der Gasse Sanbulao Nr.1 ruhen. Sie war nicht groß, aber sehr rund. Sie wirkte wie ein großer Regenschirm, kaum zu glauben, wie tief sie lag, tiefer als der dritte Stock, in dem wir wohnten. Erst als ich später vage von UFOs hörte, ging mir ein Licht auf. Unter dieser Wolke war ich wie verzaubert, das Herz rumorte mir im Leibe, meine Glieder versteiften sich. Die Zeit schien stillzustehen. Schließlich tat ich einen Schritt vorwärts und jagte flugs ins Haus.

Gerüche

I

Was Peking betrifft, so denke ich zuerst an seine Gerüche, die mit den Jahreszeiten wechseln. In dieser Hinsicht ähneln die Menschen den Hunden. Wie sonst wäre zu erklären, dass Auslandschinesen, die nach vielen Jahren heimkehren, sich überall staunend umsehen, mit offenem Mund hier und da schnüffeln, auf der Suche nach dem Geruch Pekings in ihrer Erinnerung.

Der Geruch von Kohl. Im Winter gelagert. Vor oder nach Winterbeginn fand sich vor jedem Lebensmittelladen eine zeitweise errichtete Ablage für Chinakohl, wo dieser zu Bergen aufgetürmt wurde. Von morgens bis abends stapelte er sich da zuhauf. Jede Familie kaufte wenigstens ein paar hundert Pfund. Mit allen Arten von Fahrzeugen, von einfachem Dreirad bis Kinderwagen, ging es heim. Den Kohl hatte man für den Transport entsprechend umgelagert. In der Nachbarschaft half man sich untereinander, besonders den alleinstehenden, alten Leuten, die nicht so beweglich waren. Der Kohl war zunächst zu entblättern und zu trocknen, dann auf dem Balkon, unter dem Fenster, neben der Tür oder im Gang zu stapeln und schließlich mit einem Strohvorhang oder mit einer Steppdecke zu schützen. Im Winter wüteten Wind und

Schnee besonders grausam. Der Kohl trocknete wie eine Mumie aus. Das ist seine Art von Metamorphose. Er ist zäh und verströmt einen fauligen Geruch, um auf sich aufmerksam zu machen.

Der Geruch von Ruß. Um es warm zu haben und um Essen zu machen. Ob groß oder klein, die Öfen für Eierbricketts und Lochbricketts ähnelten Kettenrauchern, sie steckten ihre Schornsteine zur Tür oder zum Fenster hinaus, sprühten Wolken, spuckten Rauch. Der Kohlenteer aber, kaum dem Schornstein entronnen, fiel auf die Erde und formte Klumpen von schwarzem Eis. Ging ein Wind, musste man flugs die Öffnung des Schornsteins verstellen, sonst würde der Rücklauf des dichten Rauches einen jeden reizen: laufende Nasen, tränende Augen, Husten ohne Unterlass. Nicht zu reden vom heimtückischen Kohlenmonoxid, das einen unvorbereitet trifft und, während es einem gemütlich warm ist, zum Tod führt.

Der Geruch von Staub. Auf das Dunkelgrau ein wenig Rot geben, das macht die Grundfärbung der Winter in Peking aus. Der Staub ist der Oberbefehlshaber aller Gerüche, er lässt die Mäuler ausdorren, legt die Zungen trocken, veranlasst die Kehle zu qualmen und lässt das Herz sich elend fühlen. Mit Hilfe des Nordwestwindes gewinnt der Staub noch mehr an Schrecken: Tausend Heere, zehntausend Pferde füllen den Himmel, bedecken die Erde. Er dringt an den Fensterritzen, den Türritzen vorbei in die Häuser, beweist so sein großes Talent. Man kann ihm nicht entkommen. Sich vor ihm verbergen? Zwecklos! Damals trug man Mundschutz, hauptsächlich, um ihn abzuwehren, andernfalls hatte man den Mund voll davon, wenn man auf die Straße ging.